



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Der Kaiser vor Metz 1552/53

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Villach und beschwor den Bruder. Karl setzte den Tränen Ferdinands das Pathos einer unerschütterlichen Überzeugung entgegen. Ferdinand hatte Gegenwart und Zukunft zu verlieren, Karl die Ewigkeit. In Nebenpunkten, auch in solchen, die er gänzlich verurteilte, gab er nach, aber nicht in der Hauptsache, Religion und Reichsregierung. Den unbedingten Frieden wollte er nur bis zu einem Reichstage gewähren und die Reichsbeschwerden selbst entscheiden, nicht durch die Fürsten. Mehr konnte Ferdinand nicht erreichen. Bei strömendem Regen brach er wieder auf und eilte die 200 Kilometer nach Passau zurück.

Jetzt lag die Entscheidung zum zweiten Mal bei Moriz und den Kriegsfürsten, die inzwischen noch einen starken Eindruck zu ertragen versuchten durch Belagerung des von den Kaiserlichen verteidigten Frankfurt. Dahin also begaben sich am 16. und 17. Juli die Gesandten der Stände und des Königs.

Würden die Kriegsfürsten den verstümmelten Vertrag annehmen? Vor Frankfurt hatten sie keinen Erfolg und durch Erpressungen von Geschützen und Munition in der Nachbarschaft gewannen sie auch keine Freunde. Gleichwohl lehnte der Landgraf nun erst recht ab. Aber was wurde dann aus seinem Vater? Moriz war aufgebrocht, enttäuscht, aber er wollte annehmen. Er hatte sich von Frankreich schon zu weit getrennt und zu feste Bindungen und Hoffnungen auf der habsburgischen Seite. Der Kaiser war inzwischen wirklich gerüstet und konnte jeden Augenblick den früheren Kurfürsten gegen ihn loslassen. So gewann Moriz noch einmal den jungen Landgrafen, unter Verzicht auf die übrigen. Am 2. August unterzeichneten beide. Am 3. hob Moriz sein Lager auf. Als die Soldaten Schwierigkeiten machten, ließ er das Lager in Brand stecken. Er selbst zog südwärts zu den königlichen Musterplätzen gegen die Türken.

Nun war es wieder am Kaiser, Bedenken zu erheben. In der Tat hatte ja nur ein Teil der Kriegsfürsten angenommen, und allerlei Befürchtungen lagen nahe. Erneut flehte Ferdinand und erreichte diesmal sein Ziel. Der Kaiser ratifizierte den Vertrag in der von Moriz und dem Landgrafen angenommenen Form zu München am 15. August.

Der Kaiser vor Meß

Ganz hingegeben an die großen Entscheidungen in Deutschland, haben wir die Angelegenheiten der weiteren Welt vorübergehend aus den Augen verloren. Das Verhältnis des Kaisers zu Julius III war gut geblieben. Sie dachten an eine Zusammenkunft. Freilich auf den einmal erwogenen Be-

such des ihm so nahen Konzils glaubte Karl verzichten zu sollen, um nicht den Schein einer unberechtigten Einflußnahme zu erregen. Im übrigen war dies Konzil in seinem Sinne letzten Endes unwirksam geblieben; auf die Nachricht von dem Anrücken der Kriegsfürsten hatte es sich vollends aufgelöst. Karl sollte seinen Wiederzusammentritt nicht mehr erleben.

Bei der Bindung des Papstes an den Kaiser spielte der Streit um Parma und Piacenza eine entscheidende Rolle. Hier bestand noch immer das Bündnis der Farnese mit Heinrich II. Der Papst entzog Ottavio am 22. Mai 1551 den Lehnsanspruch auf Parma und geriet darüber mit ihm in Krieg, wobei er sich auf den Kaiser stützte. Beide litten freilich unter dem Druck der Finanzen und im Winter 1551/52 neigte der Papst zum Frieden mit Frankreich und Ottavio; am 29. April kam ein solcher zustande und am 10. Mai trat auch der Kaiser bei. Aber alle Versuche des Papstes, zwischen Frankreich und dem Kaiser einen allgemeinen Frieden herbeizuführen, scheiterten. Während Heinrich II entsprechend dem Vertrag von Chambord in Lothringen einfiel und sich in den Bischofsstädten befestigte, zog der Pirat Dragut zusammen mit dem französischen Gesandten Aramont vor Neapel, wurde Ferdinand wegen Ungarn und Siebenbürgen in einen neuen Türkenkrieg verwickelt. Um das Maß der Sorgen vollzumachen, verdrängten auch die Genesen ihre kaiserliche Besatzung, gestützt auf Frankreich; Heinrich II übernahm durch den Kardinal von Este die Schutzherrschaft, während sich der Vizekönig von Neapel anschickte, durch den Kirchenstaat zu marschieren und anzugreifen.

Mit Frankreich also stand der Kaiser wieder auf allen Fronten im Kriege. Denn auch an der niederländischen Grenze gab es die üblichen Feindseligkeiten. Wieder ging es um Hesdin, Théroüanne, Renty; aber auch um die Grenzorte von Luxemburg, Damwillers, Ivoy, Montmédy.

Welthistorisch das Wichtigste war die Festsetzung Heinrichs II in Metz. Diese Stadt fühlte sich wie fast alle großen Bischofsstädte des Reiches als Freistadt, als Stadt des Reiches; sie führte den Reichsadler im Wappen. Ihr Regiment war seit langem streng aristokratisch in den Händen weniger sogenannter Paraigenfamilien, die in der Stadt ihre burgartigen Häuser, wie das gut erhaltene Hotel S. Livier, und auf dem Lande ihre Seigneurien besaßen. Konfessionell waren gerade sie gespalten. Selbst innerhalb einer der reichsten Familien, derjenigen der Heu, war ein Teil altkirchlich geblieben, ein Teil der Reformation zugewandt. Die Neugläubigen wären an der Reichszugehörigkeit der Stadt ebenso interessiert gewesen, wie ihr Gegner, der Kardinal Lenoncourt als Reichsbischof. Aber der Bischof war nach seinen gesellschaft-

lichen Verbindungen ebenso wie die meisten Paraigenfamilien durchaus französisch gesinnt. Bei solchem Zwiespalt in den kulturellen, konfessionellen und politischen Beziehungen legten die Metzger den größten Wert auf ihre „Neutralität“, insbesondere auch gegenüber den Niederlanden, die mit den vorgeschobenen luxemburgischen Herrschaften südlich von Diedenhofen, etwa dem Dorf Marange, in die unmittelbare Umgebung von Metz reichten. Schon 1543 hatte der Kaiser seinen niederländischen Rat Boisot einmal nach Metz gesandt, um die Bürger vor reformatorischen Neigungen zu warnen und im übrigen an ihre Reichspflichten zu erinnern, was in seinen Augen das Verhältnis zu dem kaiserlichen Herrn der Niederlande in sich schloß.

Von Süden aber rückte die französische Territorialpolitik in diesem aufgelockerten Grenzgebiet kleiner und großer, geistlicher und weltlicher Herrschaften ebenfalls längst bis hart an die Stadt, hier mit dem Verlangen nach dem Besitz der Herrschaft Goin und mit dem Kampf um die Abtei Gorze. Als der Connétable im April 1552 heranzog, bemächtigte er sich rücksichtslos gegen die Regentin-Witwe Christine der öffentlichen Gewalt sogar im Herzogtum Lothringen, und als ihm die kaiserliche Besatzung von Gorze Schwierigkeiten machte, ließen seine Leute Kanonen auffahren, erzwangen die Kapitulation und hieben die Besatzung gleichwohl nieder.

Dann erfolgte das Entscheidende. Auf dem Weitermarsch bat der Connétable die eingeschüchterte Stadt um Lagerplätze für seine Armee von rund 38 000 Mann und nur für sich und sein Gefolge um Quartier in Metz selbst. Allein Montmorency rückte nicht nur mit einigen Dienern, sondern mit 1500 Mann bester Truppen ein. Das war Mißbrauch des Vertrauens und der Schwäche, denn die Metzger hätten gut getan, ihre Tore verschlossen zu halten wie die Straßburger. Aber sie bauten auf ihre Neutralität und hatten versäumt zu rüsten. Nun war es zu spät. Die Besatzung verließ die Stadt nicht mehr. Vielmehr setzte der Herzog von Guise, den der bald nachfolgende König zum Gouverneur von Metz machte, die Stadt mit der Zeit in einen ausgezeichneten Verteidigungszustand.

Guise machte aus der längst über ihre Mauern gewachsenen Stadtburg mit ihren bis an die nächsten Höhen ausgedehnten Vororten die geschlossene moderne Festung. Er verfuhr mit beispielloser Rücksichtslosigkeit, wenn auch echt französisch unter Wahrung einer gewissen Form. Alle Vorstädte wurden erbarmungslos zerstört, besonders die Gebiete der späteren Montigny und Sablon, wo die berühmten Abteien und Kirchen von St. Arnulf, St. Symphorian, St. Peter und St. Clemens offen in der Landschaft lagen. Aber aus dem alten

Arnulfskloster, wo Karls des Großen Gemahlin Hildegard, sein Sohn Ludwig der Fromme und fünfzehn weitere Glieder des Geschlechts ruhten, erhob man die Gebeine, um sie in feierlicher Prozession in das neue St. Arnulfskloster innerhalb der Mauern zu übertragen; die Bevölkerung hatte Bemühtung und Schauspiel zugleich.

Diesem Rastieren des Vorgeländes entsprach die Verstärkung der Stadtbefestigung selbst. Auch hier wurden alle Gebäude und Häuschen, die an den Mauern klebten, entfernt, die Befestigungswerke ausgebessert und modernisiert, Vorräte von Schanzzeug, von Holz, Brettern, Säcken und Faschinen aufgehäuft. Alle diese Dinge mußte die Königin durch ihre Generale und Rundschafter; sie stützte sich darauf bei ihren späteren Ratschlägen.

Denn der Kaiser, der über München, Augsburg, Ulm nach Straßburg und durch das Elsaß gezogen war, überall freundlich, gnädig, dankbar für Ergebenheit, begleitet von frischen Truppen, die er mit anderen im Niederelsaß allmählich sammelte, schwankte noch lange in bezug auf seine nächsten Pläne. Es ging ihm ähnlich wie im Herbst 1541, wo es eigentlich auch viel zu spät geworden war zur Fahrt nach Algier, er aber die einmal aufgewandten Rüstungskosten doch irgendwie verwerten wollte, jetzt gewiß auch ungeduldig, einen Gegenschlag zu tun gegen den Überfall, der ihn so verletzend getroffen hatte.

Von Weißenburg aus schrieb er am 23. September einen erst neuerdings bekannt gewordenen Brief an die Königin, der seine Lage sehr genau kennen lehrt. Er bedankt sich für die Antwort auf seine früheren Fragen. Inzwischen erfahre er von dem Grafen Egmont, der mit seiner Armee in das Luxemburgische gezogen war, daß Markgraf Albrecht, der nach anderen rheinischen Stiftern in der letzten Zeit Trier belästigte, weitergezogen sei auf Metz. Das wurde für den Kaiser das Stichwort. Er stellte der Schwester — wie sich selbst — die Frage, ob er ihm nachziehen sollte, um die Stadt angesichts ihrer großen Bedeutung für die Franzosen „mit Pionieren zu belagern und zu nehmen. Denn sie haben von hier den Weg nach Deutschland offen bis zum Rhein und können mir den Weg verlegen von Oberdeutschland in die Niederlande, ganz zu schweigen von der Bedrohung Diedenhofens und des ganzen Landes Luxemburg. Sie können von Metz aus auch den Verkehr hindern zwischen den Niederlanden und der Franche Comté. Ihre Befestigungsarbeiten sind wohl noch nicht vollendet, und man hätte die Hoffnung, die Stadt zu nehmen“. Auf der anderen Seite gab er zu, daß die Jahreszeit weit vorgeschritten sei, die Beschaffung der Lebensmittel für seine große Armee immer schwieriger werde, wogegen man Metz für gut befestigt und verproviantiert halte, und der Mangel an Geld eine allzu lange Be-

lagerung hindern würde. Alles dieses hat er sie, durch ihre Leute noch genauer festzustellen und zu beurteilen.

Die erbländischen Gesichtspunkte waren für Karl bei seinem Unternehmen gegen Metz, wie man sieht, die entscheidenden.

Marie rief am 28. September nochmals ganz entschieden von dem Unternehmen ab. Ihre Gegenvorschläge, die Truppen in Trier und Lothringen überwintern zu lassen und alles für das nächste Frühjahr vorzubereiten, waren vernünftig. Aber der Kaiser folgte nicht ihr, sondern verhängnisvollerweise seinem ersten militärischen Berater, dem Herzog von Alba, der wirklich aus Spanien herbeigeeilt war. Und Alba befand sich in der verführerisch günstigen Lage, für sein Zureden zum Zuge gegen Metz ein neues, völlig überraschendes Moment anführen zu können.

Der Kaiser war ausgezogen gegen die letzten Feinde, die gegen ihn noch im Felde standen. Das waren nach Abschluß des Passauer Vertrags der König von Frankreich und der Markgraf Albrecht Alcibiades. Was Metz raumpolitisch bedeutete, das stellte militärisch die Armee des Markgrafen dar, Gefährdung Luxemburgs, Blockierung des freien Verkehrs zwischen den Niederlanden und dem Oberrhein oder der Franche Comté.

Welcher Erfolg also, wenn der Markgraf, statt ein gefährlicher Feind zu bleiben, auf die Seite des Kaisers trat! Dann war die Macht des Gegners gespalten, die des Kaisers verdoppelt. Eben dieses winkte jetzt dem Herzog von Alba. Am 8. Oktober konnte er von Auerbietungen Albrechts durch den Grafen von Nassou-Saarbrücken berichten. Am 15. Oktober wagte er es, durch Arras dem Kaiser zur Ausöhnung mit dem Markgrafen lebhaft zuzureden. Ein Unternehmen auf Metz mit dem Markgrafen in der Flanke sei sehr gewagt. Ihn gewähren zu lassen auf Kosten der Niederlande oder der geistlichen Reichsstände unverantwortlich. Aber, so meinte Alba sehr optimistisch, nach Gewinnung des Markgrafen könne der Kaiser von Frankreich einen Frieden bekommen „günstiger als je ein Fürst vorher“.

Sehr peinlich war nur der von dem Markgrafen verlangte Preis. Er begehrte nichts weniger als die Bestätigung der von ihm im Mai erpreßten Verträge mit Bamberg und Würzburg, die der Kaiser inzwischen in aller Form kassiert hatte. Der Kaiser verhehlte sich das Pflichtwidrige und politisch Untragbare einer solchen Bestätigung keineswegs, aber er mochte glauben, zunächst den Markgrafen von Schlimmerem zurückzuhalten, nach seinem Siege aber auch mit ihm irgend eine glückliche Lösung finden zu können. Genug, er folgte dem bösen Geist der Versuchung und konfirmierte am 24. Oktober jene

Verträge, worauf die durch Schwendi geführten Verhandlungen mit dem Markgrafen am 10. November zum Abschluß kamen. Der Markgraf trat auf die kaiserliche Seite mit einer Armee von rund 15 000 Mann.

Dem Kaiser war sehr unbehaglich dabei zu Sinne. Wie es ihn Überwindung kostete, bei der ersten Begrüßung dem Markgrafen die Hand zu geben, so quälten ihn Gewissensbisse wegen der Verträge. In einem erschütternden Brief an die Königin Marie vom 13. November öffnete er ihr sein Herz. „Wir waren alle sehr entmutigt“, schrieb er ihr, „bis auf den Herzog von Alba, der stets der Meinung war, man müsse alles versuchen. Ich habe zugestimmt, denn ich sehe ein, daß ich bei einem Verzicht auf diese Unternehmung meine Armee auflösen müßte, und der ganze Aufwand nutzlos vertan wäre. Gott wolle seinen Segen geben. Denn wenn man hier keinen Erfolg hätte, würde es sehr schlimm sein.“ Alba habe mit dem lothringischen Gouverneur Bassompierre gesprochen und den Eindruck gewonnen, daß die Franzosen nach der Gefangennahme des Herzogs von Humale durch den Markgrafen zum Frieden geneigt seien. „Gott weiß, wie mir zumute ist, da ich gezwungen war, diese Abmachungen mit dem Markgrafen einzugehen, aber Not kennt keine Gebot“ — *nécessité n'a point de loi*.

So bezog man Stellungen gegen Metz. Die Armee des Markgrafen blieb auf dem linken Moselufer als lockere Einschließungstruppe. Die kaiserliche Armee im Südosten und die niederländische der Herren von Egmont, de Boussu und anderer im Nordosten.

Metz auf der schmalen, stellenweise steil abfallenden Landzunge zwischen Mosel und Seille war eine im ganzen leicht zu verteidigende Stadtburg, hinter den breiten Moselarmen im Westen und Nordwesten ebenso sturmfrei, wie in den Steilabhängen über der Seille nach Osten. Ein Versuch nach den ersten Refognoszierungen von hier aus gegen die Pforte St. Barbe vorzudringen, erwies sich als undurchführbar. Deshalb blieb zwar die niederländische Armee auf dem rechten Seille- und Moselufer am St. Julien im „Lager der Königin Marie“, die Hauptarmee aber überschritt auf der Magnybrücke die Seille, um Metz von Süden her, also auf der Breite zwischen den Flüssen anzugreifen. Hier waren die Befestigungswerke von der hochgelegenen Ecke der späteren Zitadelle über der Mosel bis hinab zum „Deutschen Thor“ an der Seille verhältnismäßig schwach. Aber der Herzog von Guise hatte längst gerade ihnen seine Hauptaufmerksamkeit zugewandt, verlegte sein Quartier an diese Front und war mit dem Erfolg des guten Beispiels bis zum Ergreifen von Hacke und Schaufel selbst mit am Werk. Auch außerhalb der Mauern schob man Schanzen vor, wie man sich denn diese Belagerungen keineswegs vorstellen darf als ein baldiges Heran-

rücken der Feinde bis unter die Mauern. Vielmehr spielte sich der Kampf wochenlang vorzüglich im Vorgebände ab.

Hier arbeiteten sich die Kaiserlichen ihrerseits mit Parallelen an die Festung heran im Schutze verschanzter Batterien. Am 20. November, bei kaltem und noch schönem Wetter kam der Kaiser, bis dahin durch seine Krankheit in Diedenhofen festgehalten, selbst zu den Truppen. Auf einem weißen Zelter hielt er Musterung. Das alles sah man deutlich von der Stadt aus, wo man ein genaues Kriegstagebuch führte. Nun schien der letzte Nachdruck in die Belagerung zu kommen. Vom 23. November ab richteten sich alle Rohre auf das Mauerstück westlich der Porte Champenoise. Am 24. wurden aus 36 Geschützen nicht weniger als 1448 Schuß abgegeben, wie man in der Stadt zählte; man anerkannte sogar die Artillerie des Juan Manrique.

Aber ihr fehlte doch der letzte Erfolg. Zwar das Eckbollwerk der Tour d'Enfer wurde auf zwanzig Fuß aufgerissen, weil man die schwächste Stelle des Mauerwerks am Kamin getroffen hatte; auch von der Stadtmauer stürzten nach und nach breite Teile ein, so daß die Angreifer eines Tages mit lautem Geschrei schon zum Sturm auf die Bresche anliefen. Als sich aber Staub und Rauch gelegt hatten, sahen sie hinter den zusammengestürzten Mauern ein noch stärkeres Bollwerk, das frisch angelegt war.

Mittlerweile wurde auch das Wetter ganz schlecht, Regen und Schnee, bald empfindliche Kälte. Die südländischen Soldaten litten von den Unbilden der Witterung um so mehr, als sie in den zerstörten Vorstädten nur schlechte Quartiere hatten, wogegen die Verteidiger in der von allen überflüssigen Essern befreiten Stadt Raum und Pflege genossen.

Während der ganzen ersten Hälfte des Dezember versuchten es die Kaiserlichen mit großer Hartnäckigkeit, die in der That immer weiter zertrümmerten Mauern sturmreif zu machen. Ohne Erfolg. Nun blieben nur noch die Minen, erklärte man im Hauptquartier. Die Belagerung war jetzt stellenweise ganz nahe herangekommen, und unter der Tour d'Enfer hörte man bereits das unheimliche Klopfen, das jedem Grabenkämpfer aus der Zeit des Stellungskrieges geläufig ist. Man setzte Minen und Gegenminen. Aber auch der Minenkrieg führte zu nichts.

Der Herzog von Guise verteidigte die Festung nicht nur technisch, sondern auch moralisch glänzend. Er ermunterte und richtete auf. Das Wetter schien mit ihm im Bunde zu stehen. Auf der kaiserlichen Seite sanken die Hoffnungen. Der Kaiser selbst, untergebracht in dem herrschaftlichen Hof de la Horgne, der heute noch als Ferme besteht, von den Niederlanden vorsorglich, aber nur

zu gut verpflegt, wütete wie gewöhnlich gegen seine Gesundheit, so daß ihn bei der Nässe, Kälte und Aufregung seine Krankheit täglich mehr quälte. Der gebildete Kammerdiener van Male jammerte in Briefen an den Herrn de Praet über die Schwäche der Ärzte, die Fürsorge der Königin und die Unsitte des Kaisers, frühmorgens gekühltes Bier zu trinken; er sagte dem Kaiser oft, aber vergebens, das könnten selbst starke Männer nicht vertragen.

Das Hauptquartier gab die Hoffnung auf militärische Erfolge langsam auf. „Der Kaiser spricht davon, alles aufzugeben und nach Spanien zu ziehen“, schrieb der Bischof von Arras an die Königin am 17. Dezember. Aber am Weihnachtstage wagte er noch eine letzte Hoffnung: „So oft schon sind in den Angelegenheiten des Kaisers glückliche Wendungen eingetreten, wenn man es am wenigsten erwartete. Gott gebe es!“

Auch das Wunder blieb aus. Darüber bemächtigte sich aller Teile des kaiserlichen Heeres Niedergeschlagenheit und Unmut. Sie schalteten auf den Herzog von Alba, der sie in dieses mörderische und hoffnungslose Unternehmen hineingeführt hatte. Der Kaiser aber, in seiner Art resigniert und ruhig, sah sich genötigt, in den ersten Tagen des Januar 1553 die Aufhebung der Belagerung anzuordnen. Sie vollzog sich ohne Störung. Der Kaiser blieb bis zum 13. Januar in Driedenhofen. Am 6. Februar war er wieder in Brüssel.

Lösung vom Reich

Meß war dem Kaiser die zweite Schicksalsstadt geworden. Hatte er sich von dem Erlebnis in Innsbruck leidlich erholt — Meß überwand er nicht mehr. Die altburgundische Politik gegen den lothringischen Raum brach vor Meß zum zweiten Mal zusammen, wie für Karl den Kühnen vor Nancy. Aber auch die Reichspolitik. Am meisten das persönliche Hochgefühl des Kaisers. Es war, als hätte der Himmel seine Hand von ihm abgezogen. Ihn quälten nicht nur Scham und verletzter Stolz über das kostspielige und gänzlich gescheiterte Unternehmen. Ihn quälte auch das Gewissen. Schon bei der Annahme des Passauer Vertrages glaubte er seinem Bruder zu Liebe in bezug auf die Begnadigungen und auf einzelne kirchliche und weltliche Rechtsverhältnisse weiter gegangen zu sein, als er durfte; die Herstellung der kassierten Verträge des Markgrafen ließ ihm vollends keine Ruhe. Im Laufe der nächsten Monate diktierte er deshalb dem Reichsvizekanzler Seld seine Revokation der Verträge von